



Die Klingende Brücke - AK Projekte

Lied des Monats

augusts * August 2016 * augusts

A B	-Editorial
C D E	-Lettisches Lied
F G H	Teici, teici, valodina
I J K	-Referat zum Thema
L M N	-Liederbe- gleitbogen
O P Q	-Gedichte
R S	zum Thema
T U V	-Buchbe- sprechung
W X Y Z	-Impressum

Lied des Monats August 2016 – Heft Nr. 28

Herausgeber:

Arbeitskreis Projekte in der Klingenden Brücke, AKProKB@t-online.de
Ernst Bockhoff, Gudrun Demski, Sigrid Stadler

Redaktion:

Gudrun Demski (GD) – Vor der Gemeinde 14, 51580 Reichshof; Gudrun.Raab-Demski@t-online.de – Redaktionsleitung, Versand, Bestellungen, Zuschriften; Layout

Kalligraphische Illustration des Heftes Nr. 28: Gudrun Demski – Kalligraphien eigener Gedichte sowie selbst entwickeltes Schmuckalphabet

Satz des Liedblattes: Otto Stolz, Konstanz

Computertechnischer Berater: Franz Fechtelhoff, Bergisch-Gladbach

Preis: Ein Einzelheft des LieMos kostet € 1,--. Bei Versand kommt das aktuelle Porto für Büchersendungen dazu, derzeit € 1,-- (Inland). Für 10 Ausgaben bitte € 20,-- überweisen auf das Konto: Gudrun Demski, Commerzbank, IBAN: DE76300800000642363200, BIC: DRESDEFF300

Alle Beiträge stellen die Meinung des jeweiligen Verfassers bzw. der jeweiligen Verfasserin dar und sind keine vereinsoffiziellen Äußerungen.

Die vorausgegangenen Hefte sind auch auf der Hausseite der Klingenden Brücke nachlesbar: <http://www.klingende-bruecke.de>

Liebe Freunde der Klingenden Brücke!

Auf zwei Beinen stehen Lieder: auf dem der Musik und dem der Sprache. Während zahlreiche Lieder die Musik besingen, loben und in begeistertsten Worten preisen, fördert selbst das Durchforsten ganzer Regalmeter an Liederbüchern keinen weiteren Text zutage, der die Sprache in ähnlicher Weise freudig besingt wie das lettische „Teici, teici, valodiņa“.

Weil das so unerwartet ist, möchte ich die Suche nach themengleichen (Lob der eigenen Sprache) Liedern gern an einen größeren Kreis von Kennern weitergeben, an euch. Bitte sucht mit! Vielleicht wird man in kleineren Sprachgemeinschaften oder bei Dialekten fündig.

Wie viele unterschiedliche Idiome auf der Welt gesprochen werden, ist nicht ohne weiteres festzustellen. Schon für Europa schwanken die Angaben zwischen 70 und der doppelten Anzahl, je nachdem, was man als Sprache gelten lässt und wo man die Grenzen des Kontinents verortet. Tatsache ist jedoch, dass die Sprachenvielfalt ständig abnimmt, weil eine Sprache verschwindet, sobald eine bestimmte Anzahl von Muttersprachlern unterschritten wird.

In neuerer Zeit ist die Vielfalt der Sprachen durch die Verengung der Aufmerksamkeit auf ein einziges, global verwendetes Verständigungsmittel zusätzlich gefährdet. Auch diesen Aspekt des großen Themas „Sprache“ greift die hier abgedruckte Betrachtung des poetischen lettischen Liedes auf. Weitergehende Informationen bietet Jürgen Trabants faktenreiches Werk „Globalesisch oder was? Ein Plädoyer für Europas Sprachen“ (Buchbesprechung auf S.18).

Die Frage, welche Bilder zum Thema Sprache passen, führte zur Schrift, mit der die Wörter und Klänge eingefangen und aufs Papier gebannt werden. Nun sind unsere Buchstaben nicht so dekorativ wie die chinesischen, japanischen oder arabischen Schriftzeichen, aber es gibt auch eine europäische Tradition der Kalligraphie. Einige kalligraphische Versuche finden sich hier im Heft, geübt an unserem Alphabet sowie an eigenen Gedichten der Verfasserin dieser Zeilen.

Und weil ein Heft mit nichts als Buchstaben ganz gut noch einen kleinen Pfiff vertragen kann, ist die Papierausgabe dieses LieMos auf Himmelblau gedruckt. Es liegt sogar eine kleine Origami-Briefeffaltung bei; die ist im Sinne des Themas dazu gedacht, einem lieben Menschen eine freundliche Botschaft zu schicken.

Zum Schluss noch etwas, das eine so einsam vor sich hin werkelnde Herausgeberin außerordentlich freut: auf das LieMo mit dem Rubezahl lied kamen ungewöhnlich viele Zuschriften und Anrufe, alle zustimmend und über eigene Erfahrungen mit dem Lied berichtend. Danke dafür, das ist ein großer Motivationsschub!

Teici, teici, valodiņa

mēreni

1. Teici, teici, valodiņa (*dim.*),

ko upīte (*dim.*)

burbulēja,

ko upīte (*dim.*) burbulēja,

ko pogāja lakstīgal'(a)?

2. Kur upīte

vilni meta,

tur uzplauka

pumpuriņi (*dim.*);

kur ļautiņi (*dim.*) klausījās,

tur valodas (*plur.*) daudzinaj'(a)!

3. Kā bitīte (*dim.*)

medu sūca,

tā es ļaužu valodiņu (*dim.*).

Es saliku vārdu ziedus

kā puķītes (*dim.*)

vainagā.

3. Ziedi paši

uzziedēja,

es nopinu

vainadziņu (*dim.*).

Visi ļaudis klausījās,

kad es teicu

valodiņ'(u) (*dim.*).

Sag, sag, traute Sprache

moderato

1. Sag, sag, traute Sprache,

was mein lieber Fluss

murmelte,

was murmelte der Fluss,

was schlug die Nachtigall?

2. Wo des Heimatflusses

Wellen anschlagen,

dort erblühen

die anmutigen Knospen;

wo gute Menschen lauschen,

da wird die Sprache gepriesen.

3. Wie die Biene

Honig saugt,

so ich der Menschen Sprache.

Ich füge die Wörterblüten

wie schöne Blumen

zum Kranze.

3. Von selbst

entfalten sich die Blüten,

so wand ich

den lieblichen Kranz.

Alle Leute hörten zu,

als ich redete

in der trauten Sprache.

VK/GD 4.4.2015

Teici, teici, valodiņa

Tautasdziesma

Apdare: Jānis Cimze (1814–1881)

*Mēreni**mf*

1. Tei-ci, tei-ci, va-lo-di-ņa, ko u-pī-te
 2. Kur u-pī-te bur-bu-lē-ja, tur uz-plau-ka
 3. Kā bi-tī-te me-du sū-ca, tā es ļau-žu
 4. Zie-di pa-ši uz-zie-dē-ja, es no-pi-nu

bur-bu-lē-ja, ko u-pī-te bur-bu-lē-ja,
 pum-pu-ri-ņi; kur ļau-ti-ņi klau-sī-ja-si
 va-lo-di-ņu. Es sa-li-ku vār-du zie-dus
 vai-na-dzi-ņu. Vi-si ļau-dis klau-sī-jā-si,

ko po-gā-ja lak-stī-gal'!
 tur va-lo-das dau-dzi-naj'!
 kā pu-ķī-tes vai-na-gā.
 kad es tei-cu va-lo-diņ'.

Nachdichtung von *Sepp Gregor*:



prache, geliebte, künde, verlaute:
Was das fließende Wasser murmelt,
Was erklingt im Sprudeln des Wassers,
Was im Schlage der Nachtigall tönt!



o die Welle des Flusses aufklingt,
Dort geschieht der Knospe Entfaltung;
Wo es Lauschende gibt,
Dort wandelt sich das Wort zum Gedicht!



o wie die Biene den Honig
Sauge ich ein die Sprache des Volks,
Ordne die Blüten der Worte
Wie die Blumen zum Kranz.



ieh, die Blüten erblühn,
Die zum Kranz ich geflochten.
Lauschend verharnte das Volk,
Da ich die Sprache erhob.

Teici, teici, valodiņa – 1515 III/Lettisch



icht häufig ist das Thema eines Liedes so deutlich auf Anhieb zu erkennen wie in dem hier vorgestellten lettischen „Teici, teici, valodiņa“. Es geht um die menschliche Sprache und innerhalb dieses großen Gebietes speziell um die Muttersprache.



ür gewöhnlich wird die Fähigkeit der Menschen, sich mittels eines differenzierten Lautsystems untereinander verständigen zu können, als selbstverständlich hingenommen, als etwas, über das man nicht einmal nachdenkt. Ganz anders im vorliegenden Lied; hier bekommt der profane Werkzeugcharakter der Sprache einen leuchtenden Glorionschein, wird in Zärtlichkeit gebettet und mit Freude durchdrungen. Freude über dieses wunderbare Werkzeug der Verständigung mit der Welt ist die Grundstimmung des Textes.

Verständigung setzt natürlich voraus, dass jemand zuhört. Untrennbar ist das Sprechen mit dem Hören verknüpft. Eine Behinderung der Hörfähigkeit, eine Schwerhörigkeit oder gar Gehörlosigkeit, wirkt sich im sozialen Miteinander aus wie eine hohe, stacheldrahtgekrönte Mauer. Die deutliche Hörbehinderung isoliert.



ören ist die Voraussetzung für das Entstehen und Funktionieren von Sprache. Wie zentral dieser Sinn ist, zeigt sich schon darin, dass wir unser Hören nicht abstellen können, auch im Schlaf nicht. Die Augen können wir schließen, die Ohren nicht.

Dabei erfasst das menschliche Gehör nur einen bestimmten Bereich des Schallspektrums. Was darüber als Ultraschall mit Frequenzen von mehr als 20 000 Hertz hinausgeht und als Infraschall unterhalb von 20 Hertz liegt, kann von uns nicht wahrgenommen werden. Wir brauchen deshalb aber nicht die Fledermäuse und die Taubenfamilie zu beneiden, denn das uns zur Verfügung stehende Frequenzspektrum ist entwicklungsbiologisch für uns völlig ausreichend. Die Menschheit vollführt damit einen ungeheuren, nie abreißenen Lärm und zeigt auch dadurch, wer Herr auf dem Globus ist. Als dominante, an der Spitze der

Nahrungskette stehende Spezies braucht die Menschheit nicht leise aufzutreten, wie das anderen Lebewesen der Überlebensinstinkt gebietet.



in unwirscher Säugling kann in einer lauen Sommernacht einen ganzen Straßenzug wachbrüllen und zu der philosophischen Frage verleiten, wann die Menschen denn so stumpfsinnig geworden sind, dass sich ihr noch hilfloser Nachwuchs offenbar derart gewaltig bemerkbar machen muss. Jede andere Spezies auf dieser Erde wäre bei gleichem Gebaren binnen weniger Generationen ausgestorben.



uf der anderen Seite erlaubt der menschliche Hörsinn die Wahrnehmung der zartesten Geräusche, der leisesten Töne und der subtilsten Modulationen in einer Stimme. Eigentlich ist das ein nicht genug zu würdigendes Wunder, denn das, was an unser Ohr brandet, sind schlicht Schwingungen, die sich durch das Umgebungsmedium – Luft oder Wasser – als Welle ausbreiten und in unserem Ohr anschlagen. Das ist ein rein mechanischer Vorgang, und durch die Berechenbarkeit der Schwingungen eines jeden Tones wird der Prozess der Schallübertragung von der Schallquelle bis zum Gehör noch objektiver, noch mechanischer und überschaubarer.

Denn jeder Ton hat seine ganz genau bestimmte Anzahl von Klangschwingungen. Jedes Intervallverhältnis kann in Zahlen ausgedrückt werden. Dennoch hören wir z.B. eine Melodie nicht als Abfolge von einzelnen Tönen sondern eben als zusammenhängende Melodie. Wir verbinden also unbewusst die mechanisch an unser Ohr brandenden Schallwellen zu einem Ganzen, vervollständigen die Töne durch das Nichttönen zwischen ihnen. Damit wird das objektive, interpersonell nachprüfbare Phänomen des Schalls subjektiviert.



impel ausgedrückt: ganz gleich, wie berechenbar, unverrückbar und objektiv die Schallwellen auch sind, wir hören trotzdem nicht alle dasselbe. Dafür gibt es drei Gründe, von denen zwei wieder ganz in den Bereich der Naturwissenschaften gehören. Einmal verändern sich die Schallwellen je nach der Entfernung, die der Schall bis zu seinem Auftreffen zurückzulegen hat und natürlich auch je nach dem Aufprallwinkel. Zum anderen werden die Schallwellen von der Beschaffenheit und Form des Auftreffmediums unterschiedlich gebrochen. Schon allein die Ohrmuschel mit ihren mal filigranen, mal

gröberen Windungen und Rundungen, der vorhandenen oder fehlenden Fleischigkeit, der festen oder weichen Struktur ist wahrscheinlich nicht bei zwei Menschen gleich; dazu kommt die bei aller Baugleichheit stark variierende Ausprägung des Innenohrs.

Der dritte Grund, aus dem wir nicht alle dasselbe hören, liegt in uns als je eigenständiges Individuum. Je nach individueller Entwicklung, individuellen Erfahrungen, individuellem Lern- und Denkvermögen, individueller Phantasie und Kombinationsgabe interpretieren wir das, was mechanisch an unser Gehörorgan brandet. Die Subjektivität zum objektiven Schall ist also durch die – wie geringfügig auch immer – unterschiedlich geformten und beschaffenen Hörorgane und unser Selbst, unser Ich gegeben. Wenn man das Ich im Steuerorgan, dem Gehirn, verorten möchte, liegt man sicher nicht ganz falsch, erklärt jedoch immer noch nicht, warum uns Sprache oder Musik so tief im Innersten bewegen können, wo dem Schall doch physikalisch nur drei Variationsmöglichkeiten zur Verfügung stehen: Tonhöhe, Tondauer und Tonstärke.

Im vorliegenden lettischen Lied zieht sich das Hören durch alle Strophen. Es ist, gleichberechtigt mit dem ebenso häufig erwähnten Sprechen, Hauptthema des Gedichtes. Nicht einfach nur ein Hören, sondern das auf ein Gegenüber gerichtete aktive Hinhören, Zuhören. Bereits in der ersten Strophe tritt uns noch vor dem Sprechen der Protagonistin (oder dem Protagonisten, das geht aus dem Text nicht hervor) die Natur im Klang entgegen – als Murmeln des Flusses und im Schlagen der Nachtigall. Der Naturklang wird in ein Menschenwort gebannt und steht damit auch losgelöst von seinem unmittelbaren Erleben jederzeit als erfahr- und mitteilbar zur Verfügung. Selbstverständlich murmelt der Fluss lettisch, und die Nachtigall singt auch auf Lettisch.

Lautmalerische Wörter gibt es in allen Sprachen. Interessant ist, dass für das leise Geräusch der Wellen eines Fließgewässers verschiedene Sprachen dieselben bzw. ganz ähnliche Laute benutzen, die indogermanische Wurzel also wohl bis heute durchschlägt. Im Lettischen wird das Murmeln des Flusses mit „burbulēja“ wiedergegeben; sowohl der Lippenlaut „b“ als auch das Mittel-L tauchen ebenso im tschechischen „(za)bublat“ auf.

Ebenfalls ein Lippenlaut ist das „m“, das zusammen mit dem „r“ z.B. im griechischen, spanischen, englischen und französischen Verb für „murmeln“ auftaucht: μουρμουρίζω, murmurar (poetisch auch murmullar und susurrar), murmur, murmure.

Die Eigentümlichkeit des Lettischen, bei Bedarf fast alle Nomen mit einer Diminutivendung zu versehen, tritt hier besonders auffällig hervor, weist damit aber auch überdeutlich auf die völlig andere Funktion der Diminutive im Lettischen hin. In keinem Falle sind sie mit den deutschen Verkleinerungsendungen „-chen“ und „-lein“ gleichzusetzen, selbst wenn diese zuweilen auch eine affektive Zuwendung beinhalten.



Wenn die Sprache, der Fluss, die Blütenknospen, die Menschen, die Biene, die Blumen und der Kranz im Diminutiv angeredet werden, so drückt sich darin eine Zärtlichkeit diesen Dingen gegenüber aus, eine Zuneigung, eine Vertrautheit. Darin liegt nichts von Verkleinerung oder Verniedlichung. Die Letten haben auch kein Problem damit, von „Göttchen“ oder „Tödchen“ zu sprechen und sich dadurch diese wichtigen Vorstellungen ein wenig ins Irdische, ins Verständliche zu ziehen.

Wegen dieser grundlegend unterschiedlichen Funktion der Diminutivform ist es auch nicht leicht, einen lettischen poetischen Text wie den vorliegenden ins Deutsche zu übersetzen. Ein Behelf, um die Atmosphäre des Gesagten in eine andere Sprache herüberzuretten, ist die Beigabe von Zuneigung ausdrückenden Adjektiven. Mit –chen und –lein läge man grandios daneben, bei ausschließlicher Verwendung der Grundformen der entsprechenden Nomen verfehlt man die Stimmung des Textes komplett und würgt dazu noch den poetischen Duktus ab.



In diesem Liede hier würde sich das fatal auswirken, denn man ließe damit gleichzeitig den bereits mit dem ersten Diminutiv gegebenen subtilen Hinweis zum Verständnis des Inhalts unter den Tisch fallen. Wenn es statt einfach nur „valoda“ (= Sprache) „valodiņa“ heißt, so ist dieses „valodiņa“ das absolute Schlüsselwort für diesen Text. Ohne diese kleine Zärtlichkeitsendung könnte es sich auch einfach nur um ein Liedchen zum Lob der Sprache und des Sprechens allgemein handeln.



aloda“ ist die Sprache, „valodiņa“ ist die geliebte, die vertraute, die Muttersprache. In diesem Text würde ich es mit „traute Sprache“ übersetzen. Durch den Gebrauch des Diminutivs „valodiņa“ – verstärkt durch die Diminutivform für fast alle anderen Nomen – weist der ganze Text

über die rein subjektive Freude eines einzelnen Individuums am Sprechen hinaus in die Dimension der Geschichte eines ganzen Volkes.



ahrhundertlang standen die Letten unter Fremdherrschaft. Zwar ließ der Deutsche Ritterorden während seiner Ägide der einheimischen Bevölkerung ihre Muttersprache, doch wer in irgendeiner Weise mit der Obrigkeit zu tun hatte oder zu tun bekam, musste sich notgedrungen auch in der Sprache der Herrschenden irgendwie verständlich machen. Diese Sprache

wurde vorwiegend als Sprache der Verwaltung, der Herrschaft, auch der Unterdrückung wahrgenommen. Dass sie nicht ohne Einfluss blieb, beweist eine ganze Reihe deutscher Benennungen, die während dieser Zeit als Lehnwörter ins Lettische eingingen. Doch in den Dainas bewahrte das lettische Volk seine sprachliche und kulturelle Identität.



ie geriet in den Jahrzehnten der erst 1990 beendeten Sowjetherrschaft in starke Bedrängnis, als Russisch zur Staatssprache erklärt worden war. Im öffentlichen Raum wurden Letten, die ihre Muttersprache benutzten, scharf zurechtgewiesen, sie sollten sich dieser „Hundesprache“ gefälligst nicht mehr bedienen. Durch die

massenhafte Ansiedlung von Russen und die allmähliche Vermischung mit der lettischen Bevölkerung war im Laufe der Zeit auch nicht mehr jede Familie ein Rückzugsort für die lettische Sprache. „Wieder eine Familie verloren!“ hieß es wehmütig bedauernd, wenn ein Lette eine Russin heiratete, die verständlicherweise ihre Kinder mit Russisch als Muttersprache aufzog. Von den Russen, die auch heute noch rund ein Drittel der lettischen Bevölkerung ausmachen, sprach (oder lernte) während der Sowjetherrschaft so gut wie keiner und keine Lettisch.

Diese jüngste Gefährdung der lettischen Sprache ist natürlich in den Dainas, die unserem Liede zugrundeliegen, nicht erfasst. In diesen Dainas spiegeln sich die vergangenen Jahrhunderte der vorherigen Herrschaft unter einer fremden Sprache. Der Fremdsprache fehlte die

Vertrautheit, der emotionale Bezug. Jedes Wort, jede Wendung, jede grammatische Form der Muttersprache war umgeben von einer Bedeutungswolke, über die in der Sprachgemeinschaft Einhelligkeit herrschte. So sicher zu Hause wie in der Muttersprache, so gut aufgehoben wie in der Sprachgemeinschaft, die, wie man selbst, mit eben dieser Muttersprache aufgewachsen war, fühlte sich niemand in einer anderen Sprache. Schon gar nicht in der Sprache der Herrschaft.

 an wurde, in der Muttersprache redend, von den eigenen Leuten verstanden und verstand selbst, man hörte die vertrauten Laute und in den Worten den bekannten Sinn. So ist dieses poetische Lied nicht einfach ein Lob der Sprache, sondern eins der Muttersprache und des Gehörtwerdens, des Verstandenwerdens. Und damit gleichzeitig ein ganz kleiner, subtiler Trotz, der in den Dainas die eigene Sprache bewahrte, ohne dass die Obrigkeit es etwa als Insubordination hätte ahnden können.

erade der Gebrauch der zahlreichen Diminutive ist es, der den Text unseres lettischen Liedes über das Lauschen und Sprechen poetisch macht. Selbst wer kein Lettisch kann, wird beim Hinhören im Klang den Unterschied zwischen Grundform und Diminutiv als Veränderung der seelischen Qualität des Gesagten empfinden, einfach nur in der Lautung der Wörter:

Valoda, upe, pumpurs, ļaudis, bite, puķe, vainaga auf der Aussageseite,

valodiņa, upīte, pumpuriņi, ļautiņi, biķīte, puķītes, vainadziņu auf der Empfindungsseite.

So erschließt uns der Hörsinn den emotionalen Bereich, der beim bloßen Lesen verborgen bliebe.

och deutlicher wird die Affinität zur eigenen Sprache, wenn man den Kreis zu unserem Ausgangspunkt, dem Hören, schließt. Das bis zu einem gewissen Grade entwicklungs-fähige Hörorgan eines Neugeborenen bildet sich nach den immer wieder gehörten Lauten, nach der Sprach- und Satzmelodie der jeweiligen Muttersprache aus, noch bevor der Sinn der Worte verstanden wird. Das Gehörte wird in einem phonetischen Gedächtnis aufbewahrt und steht später, wenn das Sprechen erlernt wird,

zur freien Verfügung parat; es wird ja auch immer wieder durch die Hinhörenden ergänzt und verbessert. Darum können schon koreanische Kleinkinder die sieben verschiedenen Tonhöhen ihrer Sprache meistern, die Buschmannkinder ihre Klick- und Schnalzlaute, und die polnischen Kinder halten bereits im zartesten Alter ihre vielen ganz subtil unterschiedlichen Zischlaute mühelos auseinander. Alles Herausforderungen, an denen ein Nicht-Muttersprachler komplett scheitert oder doch lange, lange zu knacken hat. Ist es da ein Wunder, dass man seine Muttersprache auch deshalb liebt, weil das etwas ist, das man wirklich richtig gut kann?



Seit einigen Jahrzehnten ist nun weltweit eine Entwicklung im Gange, die auf eine sich fortsetzende Bedeutungsminde- rung von Muttersprachen hinausläuft, möglicherweise bis zu deren Verschwinden aus dem interstaatlichen Kommunikationsraum. Es ist sicher nützlich, im globalen Wirtschaftsleben auf eine einzige, von allen verstandene Verkehrssprache zurückgreifen zu können. Die Bestrebungen, Englisch – d.h., eine anspruchslosere Schlichtversion davon – weltweit als alleinige Wissenschafts- und Technologiesprache zu etablieren, erzeugen jedoch ein ganz anderes Szenario.



Modifizierte wie neue Technologien, neue wissenschaftliche Erkenntnisse, neue Werkstoffe und Fertigungsmethoden, das alles spiegelt sich immer auch in der Sprache, indem die Dinge und Prozesse aus dem vorhandenen Sprachmaterial heraus kreativ schöpfend benannt werden und so im Laufe der Zeit in das Allgemeinwissen der Sprachgemeinschaft eingehen. Auf diese Weise entwickelt sich die Sprache ständig, wird reicher, hält mit den Veränderungen in der Welt Schritt.



Um diese ständige Weiterentwicklung, um das Mitwachsen mit den Anforderungen der Zeit, sind die Sprachen gebracht, wenn die Benennung von Neuem nur einer einzigen Sprache überlassen wird und die Begriffe aus Bequemlichkeit, Protzsucht oder Liebedienerei eins zu eins übernommen werden. Englisch entwickelt sich weiter, wird moderner, spiegelt seine Zeit angemessen, während alle anderen Sprachen stagnieren.

och einen weiteren negativen Effekt hat die Verengung auf eine einzige Wissenschafts-, Technologie- und Wirtschaftssprache: Die Muttersprachler und Menschen, die aufgrund ihrer günstigen Herkunftsvoraussetzungen Englisch fast auf Muttersprachlerniveau beherrschen, haben in allen relevanten Bereichen entscheidende Vorteile gegenüber den nicht von Haus aus Begünstigten.

Ein ähnliches Szenario gab es in Europa, als die gebildete Schicht Latein sprach und schrieb, das einfache Volk jedoch nicht. Bei der Vermittlung von nur auf Latein vorliegenden Wissensinhalten waren die einfachen Leute auf die Hilfe der Gebildeten angewiesen. Das etablierte und befestigte Herrschaftsverhältnisse. Als Martin Luther dieses Wissensgefälle nicht mehr für gottgewollt hielt, übersetzte er die Bibel aus dem Lateinischen ins Deutsche, in die Sprache des Volkes. Zu dem sprach nun Gott auch direkt und nicht nur über den Umweg der nach Eigeninteressen interpretierenden Kirche.

hne Ausnahme jede Sprache schaut aus einem ganz speziellen Blickwinkel auf die Welt. Erst zusammengekommen öffnet sich das Rundumpanorama.

Die Spezialität des Deutschen, über die Wortartgrenzen hinaus beinahe uferlos zusammengesetzte Begriffe bilden zu können; die konsonantenreichen slawischen Sprachen, denen es eine Unterscheidung wert ist, ob ein Mann oder eine Frau die Tätigkeit ausübt; das rrrratternde Spanische, das durch zwei verschiedene Wörter für das Hilfsverb „sein“ sauber trennt zwischen „sie ist eine Frau“ und „sie ist müde“; das Griechische mit seinem Elativ, einer vierten Steigerungsform des Adjektivs; das Lettische, dem „nur“ und „erst“ ein und derselbe Begriff ist und das sich die verunsichernde Größe der Welt durch Diminutivisierung anverwandt macht; das klangvolle Finnische (und sein Bruder, das Estnische) mit seiner großzügigen Fülle von 14 Fällen; das Ungarische mit seiner idealtypischen, überall heraushörbaren konsequent anfangsbetonenden Satzmelodie; die im Sprachfluss kaum nachzuhmenden verschiedenen Tonhöhen des Chinesischen und, noch komplizierter, Koreanischen; die vokalbestimmten, knochenlos wirkenden Sprachen der Südsee; und noch Tausende weitere reizvolle Eigenarten der Sprachen stellen schon durch ihr bloßes Vorhandensein ein unschätz-

bares Mittel dar, am Erkennen der fremden Form das eigene als „normal“ Gewohnte relativieren zu können, den eigenen Blickwinkel also zu erweitern. Und diese Fülle an Möglichkeiten, einander verstehen zu lernen, dieses Aneinander- und Voneinanderlernen gibt man zugunsten einer Verkehrssprache in Schlichtform komplett auf?



Zum Glück gibt es diesen Solitär von lettischem Lied, der seine Freude am Sprechen der eigenen Sprache und am Verstandenwerden in zauberhafter Poesie hinaus singt. Sollen wir uns ein Beispiel nehmen.

Gudrun Demski

Das Gewicht des Wortes

*Nur Atems Schwere, flog das Wort
leicht hin vom Rand der Lippen,
und kam - kaum zitterte die Luft -
genau im Herzen an.*

*Dort legt das leichte sich, das Klängchen,
mit felsenschwere lastend nieder,
gepresst, mit dumpfem Zucken
rang um sein Leben schwer das Herz.*

*Bewaffnet gehn wir so einher
und achten nicht, was Wunden schlägt.*

*Drum hütet die Worte wie Waffen
und lasst sie nur frei
mit Blumen bekränzt*

Liederbegleitbogen

<i>Titel des Liedes:</i> Teici, teici, valodiņa	
<i>Kli-Brü-Signatur:</i> 1515 III/Let	
<i>Liedanfang:</i> Teici, teici, valodiņa	
<i>Anfang des Kehrreims (falls):</i> --	
<i>Sprachfamilie:</i> Baltische Sprachen	
<i>Sprache:</i> Lettisch	<i>Dialekt (falls):</i> --
<i>Land:</i> Lettland	
<i>Region:</i> ganz Lettland	<i>Ort:</i> --
<i>Übergeordnete Themengruppe:</i> Musik und Sprache	
<i>Thema des Liedes:</i> Die Muttersprache	
<i>Unterthema:</i> Sprache als begeisterndes Mittel der Verständigung	
<i>Hauptmotiv(e):</i> Muttersprache, aktives Zuhören	
<i>Nebemotiv(e):</i> Auch die Natur spricht verständlich	
<i>Schlüsselwörter (Deutsch + Originalsprache in der im Lied vorkommenden Beugungsform):</i> valodiņa – traute Sprache; upīte – lieber Fluss; pumpuriņi – anmutige, schöne, liebliche Knospen; ļautiņi – gute, freundliche, liebe Menschen; klausijāsi – lauschen, hinhören, zuhören; biņīte – kleine, liebe Biene; puķītes – schöne, anmutige, liebliche Blumen	
<i>Symbole, Metaphern:</i> Honigsaugende Biene = auf diese angenehme Weise wird die Muttersprache aufgenommen; Wörterblüten = werden wie ein Blumenkranz zusammengebunden	
<i>Quelle(n)/KB-Vorlage:</i> verschiedene	
<i>Varianten des Liedes (falls):</i> <i>in der Melodie:</i> nein <i>im Text:</i> kleine Abweichungen in einzelnen Wörtern und Wendungen	
<i>Themengleiche/-ähnliche Lieder</i> keine gefunden – wer hilft bei der Suche, vielleicht in Dialektliedern?	

<i>Entstehungszeit/ältester schriftlicher Nachweis:</i> <i>Text:</i> in den Dainasammlungen von Barons <i>Melodie:</i> überliefert
<i>Dichter/Texter:</i> überliefert in der Daina-Dichtung
<i>Komponist:</i> des vorliegenden Satzes: Jānis Cimze (1814-1881)
<i>Liedblatt einstimmig, mehrstimmig, Satz?</i> <i>einstimmig – zweistimmig – drei- und mehrstimmig – Satz</i>
<i>Liedblatt mit gesonderter Instrumentalstimme – nein</i> <i>Begleitakkorden/Instrumentalbegleitung – nein</i>
<i>Tonumfang der Melodie:</i> 9 Töne (in der Grundmelodie)
<i>Tonträger vorhanden: ? Signatur: ?</i>
<i>Bearbeiter des Liederbegleitbogens/Datum:</i> Juli 2016, Gudrun Demski
<i>Kürzest-Inhaltsangabe:</i> Das lyrische Ich freut sich darüber, in Naturklängen die Muttersprache zu hören und selbst zu sprechen. Mit dieser Sprache geht es zu den Menschen, die der Rede zugewandt lauschen.

*Zu viel verraten ~
gestern noch schienst du mir Freund,
jetzt reut mich das Wort*

⊕



uchbesprechung

Jürgen Trabant: Globalesisch oder was? Ein Plädoyer für Europas Sprachen, Verlag C.H. Beck, München 2014, 230 Seiten; ISBN 978-3-406-65990-4

Der Autor ist Professor für Romanische Philologie und war darüber hinaus auch als Professor für europäische Mehrsprachigkeit tätig. So schöpft er für seine Sprachbetrachtung aus profundem Wissen und schafft es, bei aller Wissenschaftlichkeit auch für interessierte Laien verständlich zu schreiben.

Ausgehend von der gegenwärtigen Situation der Sprachen in Europa, weist Trabant stringent nach, was sich konkret hinter dem von Politikern, Sprachwissenschaftlern und Fachjournalisten vollmundig verkündeten Bekenntnis zu Europas Vielsprachigkeit verbirgt. Der postulierte Anspruch passt nicht nur keineswegs zu dem, was tatsächlich in Bezug auf die Sprachen getan wird, sondern widerspricht dem geradezu. Wenn in Betrieben und Behörden ausschließlich Englisch – in dieser Form griffig „Globalesisch“ genannt – als Verkehrssprache vorgeschrieben wird, wenn in den Schulen landesweit (mit verschwindend wenigen Ausnahmen) Englisch als erste und manchmal einzige Fremdsprache auf dem Stundenplan steht, findet de facto eine Reduzierung der sprachlichen Ansprüche statt.

Ausführlich und belegt stellt der Autor die Vorteile einer globalen Verständigung ermöglichenden Verkehrssprache den Folgen gegenüber, die das für die anderen Sprachen – durchaus nicht nur für kleinere – haben wird und bereits hat. Besonders gravierend wirkt sich die Tendenz aus, in bestimmten Bereichen (Wissenschaft, Technik, Wirtschaft) an die Stelle der Muttersprache das Englische zu setzen. Auf lange Sicht läuft diese Entwicklung statt auf die als Ideal gesehene Mehrsprachigkeit aller oder den Mindestwunsch nach Zweisprachigkeit auf eine schlichte Einsprachigkeit hinaus. Weder das behauptete Ideal einer Dreisprachigkeit aus Muttersprache plus globaler Verkehrssprache plus einer weiteren Fremdsprache nach Wahl, noch der behauptete Mindestwunsch nach einer Zweisprachigkeit aus Muttersprache plus Fremdsprache lässt sich mit den derzeitigen Gepflogenheiten verwirklichen. Alle sprechen dann Globalesisch und sonst nichts.

In den Kapiteln „Sprachen als Weltansichten“, „Ein Erinnerungsort verschwindet“, „Einheit und Verschiedenheit“, „Dasselbe denken“, „Bildung und Sprache“ „Trittbrettfahren und Chancengleichheit“ erläutert der Autor, warum ein Monolinguisimus das Gegenteil von Fortschritt ist und plädiert statt dessen für eine mit Recht so genannte Mehrsprachigkeit in Europa.

Im Anhang bietet das Buch eine 13seitige Bibliographie; viel Stoff für echte Sprachliebhaber, die sich noch weiter in die Materie vertiefen wollen.

GD



Im Urbeginne war das Wort,
 lebendig, voll der Macht,
 es tönte - und die Schöpfung wuchs
 aus stummer Weltennacht.

Den Namen trug ein jedes Ding
 als Hülle wie als Kern,
 und was getan, gefühlt, empfing
 des Feuernamens Stern.

Dem Menschen gab das Wort in Flut
 der Allmacht weiser Rat,
 dass sein im weiten Erdkreis sei
 das Denken vor der Tat.

In Zeiten webt das Menschenwort
 alhier mit Schöpferkraft
 ein Paradies, wenn fort und fort
 nur Wahrheit spricht und schafft.